

Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 20

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

Die Herrin auf Wiek.

Von J. Dalden.

(Fortsetzung.)

Ein leises, verächtliches Lächeln kräufelte den Mund der jungen Frau. Sie sah noch immer fragend zu dem Gatten hinüber. — „Ach wollte eben zu Tisch bitten! Jöhnel kann nachherzieren, warum mußte er auch heute gerade nach Blaufelden reiten!“

„Ah, dein Verwalter, Grabowsky! Famoser Kerl das!“ bemerkte einer der Herren.

„Kennst du ihn denn, Stallstein?“ scholl es lebhaft zurück. „Zeit dem letzten Pferdemarkt, wo er mir die ‚Madrigal‘ dicht vor der Nase wegschnappte!“

Ein lautes Gelächter und Bravorufe folgten der Antwort, während der grauköpfige Oberst mit tomischer Grandezza der Frau des Hauses den Arm bot, um sie zur Tafel zu führen.

Das kurze Menü war vorüber, man gelangte zum Dessert. Die Zigarrenbehälter blieben unberührt, so liebenswürdig Cessa auch bat, ihrewegen keine Rücksicht zu nehmen.

Manch sehnsüchtiger Blick flog durch die weit offene Flügel-

tür in den Nebensalon, wo die Lichter auf den Spieltischen bereits entzündet waren und Karte und Stabbed winkten. Die junge Frau mußte wohl einen dieser Blicke bemerkt haben, denn plötzlich ließ sie die eben ergriessene Trange fallen und griff nach dem halb geleerten Glas goldklaren Weines.

„Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“ Sie wies lachend hinüber nach den Spieltischen und erhob sich.

„Ein Hoch der liebenswürdigen Herrin auf Wiek!“ scholl des alten Oberst mächtiger Haß, hell klangen die Gläser zusammen, und Cessa dankte jedem einzelnen mit dem ihr eigenen Neigen des feinen Köpfcgens.

Unbemerkt von den übrigen hatte die lebhafteste Szene einen Zuschauer gehabt, und zwar in Gestalt eines elegant gekleideten Herrn, der in der offenstehenden Terrassentür wie zögernd stehen geblieben war.

Aus dem Dunkel des dahinter liegenden Gartens hob sich eine kraftvolle Gestalt in dem hellen Sommeranzug kontrastvoll ab, er war bemerkt worden, noch ehe er es wußte.

„Ah, Jöhnel! Kennen Sie das Sprichwort: Wer nicht kommt zur rechten Zeit?“ scholl des Gutsherrn Stimme aus der plaudernden Gruppe, während er schnell herankommend dem Ankömmling beide Hände zum Willkommen entgegenstreckte.

„Zuerst Verzeihung, daß ich so unerwartet hier eingedrungen bin, Herr Rittmeister! Aber da das Haupttor bereits verschlossen ist, nahm ich meinen Weg durch den Garten auf diese Weise.“

„Gewiß, gewiß! Nun kommen Sie, ich will Sie bekannt machen, Jöhnel!“ Und den Arm des andern ergreifend, führte ihn der Gutsherr zu dem kleinen Kreis, der sich bereits in den Nebensalon begeben hatte.

„Mein Verwalter und eigentlicher Gebieter auf Wiek-Grabow, Herr Weradoß Jöhnel!“ Einige der Herren nannten, sich vorstellend, ihre Namen, während des Gutsherrn suchender Blick in das erste Zimmer zurückflog.

„Cessa!“ rief er halb laut hinüber.

„Du wünschtest?“ Sie stand im Rahmen der Terrassentür, im eifrigen Gespräch mit einem der Herren. Der ungewisse Schein der im Zugwind flackernden Kerzen huschte hin und wieder über ihre helle Gestalt.

„Cessa, Herr Jöhnel möchte dich begrüßen!“ erscholl ihres Gatten Stimme neben ihr. — Nun erst trat sie in den vollen Glanz der Lichtflut. Sie erwiderte die tiefe Verbeugung des vor ihr Stehenden mit einem kurzen Nicken, während sie lächelnd einige freundliche Worte des Willkommen sprach.

„Ich weiß kaum mehr, wo und wann ich Sie zuerst gesehen. Sie sind wohl stets außerhalb des Hofes beschäftigt?“ brach Cessa die sekundenslange Pause und zog einen der leichten Sessel an sich heran.

„Es war am 15. November, meine gnädigste Frau, ich hatte die Ehre, Sie in das Schloß zu geleiten!“ beantwortete er den ersten Teil ihrer Frage.

„Ja, nun erinnere ich mich sogar sehr deutlich, wie Sie uns an den Stufen des Portals entgegenkamen, es war der ödeste Herbsttag, den ich je erlebt!“

„Lieben Sie so sehr den Sonnenschein, meine gnädige Frau?“

„Über alles. Das läßt mir Wiek noch heute unangenehm erscheinen, wenn ich an den ersten Eindruck denke, wo es so regenschlecht, so alt und wetterzerrißten hinter dem kalten Parkgeäst



Die Augustsburg im sächsischen Erzgebirge. Phot. Presse-Bureau, Leipzig. (Mit Text.)

auf tauchle, als Hintergrund den bleigrauen, nebelnden Horizont.“
Sie schwiag und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Heute aber lieben Sie den alten Herrenstij mit seinen lauschigen Winkeln und Gängen, aus denen zur Dämmerzeit die Schemen huschen auf leisen, flüchtigen Sohlen, um Geschichten auszuraumen?“

„Sie haben Talent zu einem Improvisator“, entgegnete langsam die junge Frau, und der träumerische Ausdruck, mit dem sie seinen Worten gelauscht, schwand von ihrem Gesicht.

„Aber da plaudere ich und vergesse darüber meine Pflicht. Sie sind müde und hungrig nach dem weiten Ritt von Blausfelden hierher, ist es nicht so?“

Noch ehe er Zeit zur Antwort fand, trat der Gutsherr durch die jenfeitige Tür.

„Nun, Juhnel, haben Sie sich etwas gestärkt, wie? Wir wollen die neue Partie nicht ohne Sie anfangen!“

„Sie werden die Partie doch wohl ohne mich zu Ende bringen müssen, Herr Rittmeister, ich erkläre Ihnen ja heute bereits, daß ich noch nie eine Karte in Händen gehabt“, entgegnete lachend der Angerebete und drängte den Gutsherrn an den Spieltisch zurück.

„Den Teufel auch! Was soll ich nun mit Ihnen anfangen?“

„Ihn hier lassen, Juhus, damit er Essen und Trinken nachholt. Kommen Sie, Herr Juhnel!“

Die junge Frau wies lächelnd auf das frische Kuvert der aufgeräumten Tafel, an der sie bereits Platz genommen hatte.

„Triumphiere nicht zu früh!“ raunte ihr der Gutsherr mit tomischem Zorn ins Ohr.

„Auf deinen weggeschnappten Statjünger, mein teurer Gemahl!“ — Sie hob das Glas lächelnd gegen ihn auf und leerte es dann auf einen Zug.

Behaglich in den hochlehnigen Sessel geschniegt, beobachtete Cessa während des Plauderns ihren Nachbar, der dem kalten Ambij, den sie hatte auftragen lassen, alle Ehre antat. Sie stellte unwillkürlich Vergleiche an; kein einziger von ihren Vätern dort drüben hatte je mit solch vornehmer Nonchalance das Glas zum Munde geführt, so eingehend mit ihr zu plaudern verstanden, wie dieser Untergebene ihres Mannes. Freilich, er war oder mußte noch jung sein, sie schwankte in der Wahl seines Alters. Der spit gehaltene, kurze Kinnbart, die kräftige, wenn auch schlaffe Gestalt vollendete das Bild des gereisten Mannes; hob er aber den Blick, so leuchtete aus staubblauen, scharfen Augen eine noch feurige, nur mühsam gezügelte Jugendlust. Das dunkel gebräunte, frische Gesicht paßte eigentlich nicht zu dem blonden Haupt und Barthaar, es zeugte davon, wie viel er im Freien sich bewegt haben mußte, denn da, wo der Hut schirmend die Stirn bedeckt, schien dieselbe blendend weiß.

„Wie sagten Sie doch, es schlüpfen Schemen zur Dämmerzeit durch die Gänge unseres Schlosses!“ unterbrach sie ihn in der Erzählung eines Jagdabenteuers.

Er legte lächelnd die Serviette aus der Hand.

„Haben Sie nie von Kobolden und Hausgeistern gehört, die unser Märchendichter Auberjen so reizend zu schildern pflegt?“

„Märchen?“ wiederholte sie leise. „Ich las nie dergleichen.“

Ganz fern, halb vergessen, taucht hin und wieder eine von Großmütterleins Erzählungen in mir auf, die begannen, Es war einmal, und stets denselben unbefriedigenden Schluß hatten. Und wenn sie, nämlich die schöne Prinzessin und der herrliche Königssohn, nicht gestorben sind, so leben sie heute noch!“

„So haben Sie noch nie vom ‚Fliedermütterchen‘, von ‚der kleinen Meerjungfer‘, der ‚Gletschersee‘ gehört?“

Sie schüttelte den Kopf. „Meine Mutter liebte dergleichen Bücher nicht, die die Phantasie im Kinderköpfchen entfachen.“

„Das ist ein harter Ausdruck für die Poesie der Märchenwelt, meine gnädige Frau. Ich möchte jedenfalls jene Stunden aus der Kinderzeit nicht missen, wo uns die Mutter aus Grimms Märchenbuch erzählte.“

„Wollen Sie nicht von dem Dessert etwas nehmen, Herr Juhnel?“ Damit schob sie die Fruchtschale näher herzu.

„Ich danke verbindlichst, es wäre zu viel der guten Dinge!“

„So wollen wir die Tafel aufheben! Drüben wird geraucht, vielleicht laßt Sie eine der guten Zigarren meines Mannes!“

„Wenn Sie gestatten, läste ich Ihnen Gesellschaft, meine gnädigste Frau, das heißt, wenn es Ihnen angenehm ist.“

„Gewiß! Haben Sie Freunde an Aquarellen? Mein Mann besitzt deren eine Unmenge.“

„Ich führe selbst ein wenig den Pinsel, mein Lehrer behauptete immer, ein Maler wäre an mir verloren gegangen.“

„Ah, Sie malen? Haben Sie Ihre Studien fortgesetzt? Stönnte ich etwas sehen?“

„Ich benutze meistens die frühen Morgenstunden, es lohnt sich kaum, daß ich beginne“, entgegnete er lächelnd.

„O, bringen Sie mir doch einmal etwas, ja, wollen Sie?“

„Gewiß, sobald Sie befehlen!“

„Ich bitte darum!“ Und an ihm vorbeischiebend berührte sie den Knopf der elektrischen Klingel.

„Die Mappe mit den Aquarellen aus dem roten Salon“ befahl sie dem eintretenden Diener.

„Nehmen Sie bitte hier Platz“, sie wies neben sich auf einen der hochlehnigen Stühle, „hier ist gutes Licht.“

Dicht zur Seite, neben dem geöffneten Fenster, hatte der Bediente die umfangreiche Mappe aufgestellt. Blatt um Blatt wurde ihr von der jungen Frau entnommen, um dem bewundernden Auge Veradoff Juhnels vorzulegen zu werden.

Es waren meist Ansichten, künstlerisch fein in Wasserfarben ausgeführt, Orte darstellend, an denen Cessa, wenn auch nur kurz geweilt hatte. Aber es genügte zu den Erläuterungen, die sie ihrem Gaste gab, und die er selbst oft zu ergänzen mußte, denn auch er hatte ein Stückchen Welt zu sehen Gelegenheit gehabt.

Stunde um Stunde verann. Von der Terrasse her strich hin und wieder ein kühlher Luftzug zu der jungen Frau hinüber, die den Kopf in die Hand gestützt, der eifrigen Erzählung ihres Gegenüber lächelnd lauschte. Vor ihnen auf der Marmorplatte des Tisches lag eine Ansicht von Paris, „ein Nachmittag in den Champs Elyses“ war darunter in zierlicher Goldschrift zu lesen. Der vornehme Luxus der Pariser Aristokratie war in der flüchtig angelegten Skizze mit meisterhaftem Genie zur Geltung gebracht, ihr Blick haftete darauf sehnsüchtig — glänzend.

Wie aus weiter Ferne schlugen hin und wieder die halbblauen Anrufe der Spielenden an ihr Ohr: ihr Herz, ihr Geist waren in der wunderschönen französischen Hauptstadt, deren glänzende Leben Veradoff Juhnel in glühender Verehrtheit ihr eben noch einmal vor Augen führte.

„Sie scheinen dem schönen Paris sehr zugetan, meine gnädige Frau?“ unterbrach er sie plötzlich.

„Mehr als das! Ich will die Stunde segnen, die uns hier fortgehen heißt!“

„Sie sind nicht gern auf Wien?“

„Ich hasse es! Wie Sie schon sagten, es tauchen Schemen auf in den todesstillen Gängen, in den hohen Gemächern, wo es einen fröstelnd am heißen Sommertag durchschauer!“

„Und ich dachte, Sie wären entzückt von Ihrem Ady!“ Obermöchten Sie diese Zaubernacht heute in dem staubigen, heißen Paris durchleben?“ Er stieß die Tür weiter auf und wies hinab auf den schlummerstillen Park. Über dem Sandgestein der Terrassen, über den lattgeschorenen Rasenplätzen, auf den zierlich verschlungenen Wegen, überall lag verjüubend das blaue Mondlicht, nur hin und wieder unterbrach der scharf begrenzte Schatten eines Baumes oder Strauches verdunkelnd die hellen Flächen. Der ganze Zauber einer Julimondnacht schien auf dieser fleckigen Erde zusammengebrängt, über dem sich ein Himmel tiefblau, sternensimmernd wölbte, kein Laut, kein Ton den Frieden ringsum brach, als das ferne Rauschen des kleinen Stromes oder ein Windzug, der losend die regungslosen Wipfel durchstieß.

„Sie haben recht, solch eine Nacht sucht man vergeblich in Paris, wenigstens innerhalb der Stadt!“ brach die junge Frau das Schweigen, ohne jedoch das Auge loszureißen von dem zauberisch schönen Bild, das die offene Terrassentür gewährte.

„Sie haben recht! Und doch, lieber heute noch die staubige, heiße Luft atmen unter Menschen, als diese Einsamkeit ertragen.“

„Einsamkeit ist ein schlimmer Gast, allein ich kenne einen weit schlimmeren!“

„Und der wäre?“ unterbrach sie ihn hartig.

„Die Langeweile, meine gnädige Frau! Verzeihen Sie mir die unbefugte Frage: Waren Sie einmal an geregelte Tätigkeit gewöhnt?“

„Einmal? Sagen wir stets, Herr Juhnel. Ich führte nicht immer dies Prinzessindasein, da . . .“ sie streckte plötzlich die schlanken Hände vor, „die haben gedocht, genährt, geirrt, da sie noch Cessa Gramsov zu eigen waren, nun . . .“ sie braus ab, um dann halblaut fortzufahren: Arbeit?! Wo finde ich sie hier? Ich müßte denn Mamfell Blankers? Stelle übernehmen und mit Schlüsselbund und Schürze in die Milchleier steigen, als echte, rechte Gutsfrau, nicht wahr?“ Sie lachte auf, ein kurz-Lachen, das des sonstigen Wohllauts entbehrte.

Ihr Gast ordnete sorgfältig die umhergestreuten Blätter zusammen, dann erst ward ihr Antwort.

„Wiel ist viel zu groß, es erfordert Zeit, Mamfell Blankers zu ersetzen, abgesehen davon, daß man eine Dienerin, die zwanzig Jahre tren ihr Amt verwaltet, diesem entheben sollte! Außerdem, oder sagen wir vor allem, gehört unendlich viel Energie dazu, ein Mägdepersonal, wie das der Wiener Milchwirtschaft, beaufsichtigen und . . .“

„Sprechen Sie mir dieselbe etwa ab, mein Herr Verwalter?“ fiel sie ihm ein, mit einem zornigen Blicken in den Augen.

„Bei Gott nicht! Sie mißverstehen mich ganz und gar! Ich wollte Ihnen ja nur den Weg zeigen, der aus dem Reich der Armut führt. Warum zum Beispiel reiten Sie niemals, meine gnädige Frau?“

„Zeit ich mit der ‚Lady‘ in Paris Unglück gehabt, sieht mich mein Mann ungern zu Pferd!“ entgegnete sie zögernd; denn etwas wie Stolz gegen den Frager begann in ihr aufzusteigen.

„Aber Sie lieben einen Ritt am taifrischen Morgen oder zur Dämmerzeit, wenn des Tages Glut gesunken und man gleichsam die Natur belauscht, wie sie sich rüstet, um der neuen Sonne entgegen zu träumen! Habe ich richtig geraten?“

Sie nickte und ihre Augen strahlten.

„Gut! So gestalten Sie mir, daß ich Ihnen die ‚Hella‘ morgen nachmittag vorführe. Sie geht langsam und wird sich vorzüglich zum Damenpferd eignen. Der Reitknecht kann außerdem folgen, falls Sie mütterlich sind. Verspüren Sie Lust, meine gnädige Frau?“

Sie atmete tief auf, und wieder huschte das sonnige Lächeln über ihr schönes Gesicht.

„Morgen früh muß ToINETTE die Reitkleider anspacken, nebst allen Zubehör. Wie schön wird es sein! Wie danke ich Ihnen!“

„Für was, wenn ich fragen darf? ‚Hella‘ gehört nicht mir“, war die ruhige Entgegnung.

„Nun, Cessa, weißt du auch, daß wir zwei Stunden über Mitternacht haben?“

„Nicht möglich!“ — Sie erhob sich und trat dem Gatten entgegen, dem die übrigen, die brennende Zigarre in der Hand, nach und nach plaudernd folgten.

„Sohnel, Sie können warten, Sie lade ich nicht wieder ein“, wandte er sich scherzend an den jungen Mann, der etwas abseits der Gruppe stand, die sich um die Herrin des Hauses gebildet hatte. Der Angeredete verbog sich schweigend, und der Schatten eines Lächelns vermischte sekundenlang den ersten Ausdruck seiner Stirn.

„Genehmigen Sie meinen verbindlichsten Dank für diesen Abend, Herr Rittmeister!“

„Wieder einmal der ernsthafte Philisterton! Was soll das werden, Sohnel, was soll das werden!“

Und sich umwendend, trat der Gutsherr zu seinen sich verabschiedenden Gästen, ihnen das Geleit zu geben. Als einem der letzten schloß sich die hohe Tür des Gartensalons hinter WERADOFF Sohnel. Lautlos still ward es plötzlich in dem noch eben von Stimmengewirr erfüllten Raum.

Unheimlich still, dachte Cessa, die regungslos an einem der hohen Polsterstühle lehnte, während ihr Auge raslos den weiten Raum durchmaß. Klamen sie dort nicht hervorgeschlichen aus dem schmalen, dunklen Winkel, die körperlosen Gestalten, und legten von hinten her die eiskalten Finger auf ihr pochenendes Herz?

„Furcht“, murmelte sie halblaut, und die Hände von der Sessellehne lösend, trat sie an eines der weit offenen Fenster.

Von der Front des Hauses scholl Stimmengewirr verworren herüber, das Knallen einer Peitsche, dann rollte ein Wagen in schwarzem Trab über frisch gewalzten Kies.

„Cessa!“ Klang es hinter ihr, und der Gutsherr trat an ihre Seite. „Wälfst du Zwiegespräch mit deinen Schwestern?“

Er deutete hinab auf den Rosenstolz.

„Nicht wahr, du erlaubst mir die ‚Hella‘, Justus?“ fragte sie dagegen, mitten aus der träumenden Verstummenheit heraus.

„Die ‚Hella‘? Was soll’s damit?“ Klang es in hellem Gestaunen.

„Dein Verwalter schlug sie mir zum Damenpferd vor, und...“

„Ah, Sohnel... also daher weißt du plötzlich so Bescheid in den Ställen! Aber meiner Tren, das soll er bleiben lassen!“

„Erlaube sie mir; ich will vorsichtig sein, Justus. Hörst du?“

Er hörte nicht nur, er sah auch dabei in die tiefen Augen, die so zärtlich, so bittend zu ihm aufschauten in diesem Moment.

„Aber versprich mir, nie ohne Begleitung einen Ritt zu wagen, wenigstens in der ersten Zeit?“

„Gewiß! Ich verspreche es dir, Justus!“ Und seinen Arm ergreifend, zog sie ihn in das Zimmer zurück, in dem ein Diener bereits tätig war, Lampen und Kerzen zu löschen.

10.

„Bist du fertig, Lisa? Unsere Gäste werden bald hier sein!“ Mit diesen Worten betrat Cessa das elegante Zimmerchen, das Lisa seit beinahe vier Wochen beherbergte. Die grünen Vorhänge vor den offenen Fenstern waren herabgelassen, nur gedämpft brach das draußen herrschende Sonnenlicht in den kühlen Raum. Vor dem Toiletentisch stand Lisa, ein dünnes Goldstückchen in der Hand.

„Soort, meine süße Schwester. Hätt’ ich doch einen besseren Schmuck als dies!“ Sie ließ die Kette fallen und trat zurück. Das weiße Kleid, das sie trug, reichte kaum bis zum Knöchel und ließ den kleinen, im Halbschuh stehenden Fuß völlig frei. Eine breite, lichtblaue Seidenschärpe umwand die zierliche Taille, während

ebensoförmige Bandschleifen die langen, goldblonden Zöpfe verbanden. Das Auge der Eingetretenen haletete auf der jungen Schwester, stolz und zärtlich zugleich.

„Du bist hübsch genug, Liebling! Laß doch den Schmutz, die Rosen ersehen ihn voll’ändig!“ Und nach der Blumenkette greifend, befestigte sie einige helle Knospen an dem Ausschnitt von Lissa’s Kleid.

„Nun komm aber; Justus ist bereits unten!“ drängte die junge Frau noch einem flüchtigen Blick in das kristallene Spiegelglas. Tadellos unverschämte die bläuhrote Foulardrobe ihre schlanke, volle Gestalt. ToINETTE hatte ihre ganze Kunstfertigkeit aufgeboden, und doch blühten die Augen der jungen Frau mit der gewohnten kühlen Ruhe über ihr glänzendes Bild. Eine der im Nacken befestigten Locken hatte sich seitwärts hervorgestohlen, schwer und dunkel hob sich das Lockengewoge von dem hellseidenen Kleid. Sie schüttelte sie ungeduldig zurück und folgte dann der an der Tür harrenden Schwester.

„Wie schön bist du, Cessa!“ Und das junge Mädchen schob lächelnd den Arm in den der Schwester, während sie eilend den langen Korridor hinabschritt.

Es war Sitte, zu dem alljährlichen großen Erntefest die nächsten Gutsnachbarn einzuladen. Cessa sowohl als ihre Schwester lernten zum erstenmal ein solches kennen, und jubelnd hatte besonders die letztere allen Vorbereitungen dazu beigewohnt. Im glühenden Sonnenbrand war sie mit Diamant-Blauwerk hinausgeeilt zu dem sogenannten Waldhaus, die Niesenkuchen zu bewundern und gelegentlich zu kosten; sie war ferner nicht müde geworden, den Wägen Blumen und Grünzeug zu den schier endlosen Girlanden ordnen zu helfen. Es gibt keinen Winkel auf Wiek, den sie nicht gesehen, keine Bauerndirne, keinen Stallbuben, mit dem sie nicht ein Wort gewechselt hatte.

Ein neues Leben schien mit Lisa eingezo-gen. Es war, als durchwehe ein frischer Luftzug die haltenden Wände, die stillen Gemächer des alten Herrenschlosses, seitdem ein flüchtiger Mädchenfuß sie durchmaß, eine helle Stimme darin ertönte. Sie hatte nicht Ruhe gelassen, ihre auf Sappas Schimmel daheim begonnenen Reitweiche auf einem ruhigen Pomm fortzusetzen. Cessa von Cessa’s Reitkleidern war mit ToINETTE’S Hilfe für sie geändert worden, und furchtlos, tollkühn, galoppierte sie allmorgendlich auf dem großen Wirtschaftshof, zum Entsetzen des Federviehes, zum Entzücken WERADOFF Sohnels, der zur Sicherheit diesen Übungen beizuhilfte. Auch mit ihm hatte sie in ihrer unbefangenen, halb kindlichen Manier Freundschaft geschlossen, und ihm haumt schließlich verdankte sie es, daß ihr hin und wieder ein kleiner Ritt nach außerhalb gestattet wurde.

Es gab nicht eine Person auf Wiek, welche das frische, ausgelassene Geschöpf nicht gern gesehen hätte; selbst Nero, der grimmige Bewohner der Hundehütte, zerrte schweißwedelnd an der Kette, wenn sie den Hof betrat.

„Wir können nicht mehr ohne dich leben, kleine Schwägerin!“ bemerkte der Gutsherr oftmals, und Cessa stimmte ihm lächelnd bei.

Sie war anders geworden, die junge Frau. Etwas von der Lebhaftigkeit der jüngeren Schwester schien auf sie übergegangen; aber es war mehr eine feberische innere Ungeduld, wie ihr Gatte sie nur einmal zur Zeit ihres Pariser Aufenthalts an ihr wahrgenommen.

Die Kaffeestunde war vorüber. Man stand und saß in kleinen Gruppen auf der schattigen Terrasse des Gartensalons beisammen, ein kleiner Kreis von Herren und Damen, der an Heiterkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Die lustigen Klänge der Dorfmusik schollen aus nächster Nähe herüber, hin und wieder das Gewirr der verschiedenen Stimmen überlappend.

Die grünmuranke Brüstung hatte sich Lisa zum lustigen Sitz erkoren. Sie schlug ungeduldig die spitzen Hadenstiefelchen zusammen, während sie zum drittemal im Verlauf von fünf Minuten Grabowsky in ihre Nähe beschied.

„Tanzen wir denn immer noch nicht, Schwager? Ich halte es kaum noch aus.“

„Dein Wunsch ist für mich Befehl, Lisinka!“ entgegnete er scherzend.

„Darf ich bitten?“ wandte er sich an die älteste der Damen, während auch die anderen sich erhoben.

Lisa folgte mit dem jüngeren Herrn von Kalkstein als letztes Paar, der Fröhlichsten lag am Ende des Parkes. Ein großer Rasenplatz war dazu ausersehen worden und bot mit seinem Schmutz an Girlanden, Fahnen und Lampen einen hübschen Anblick. Seitwärts waren Bänke und Tische roh aufgezimmert und mit den erforderlichen Speisen und Getränken versehen.

„Plas! unsere Herrschaften kommen!“ befahl der Oberknecht. Die erhitzen Herren und Damen traten ehrerbietig zurück, die Musikanten bliesen einen mächtigen Tusch, der sich allmählich

in den Klängen des Donauwalzers verlor. Die ganze elegante Gesellschaft tanzte, helle Toiletten, dunkle Frackshöhe waren an Stelle der Bauerntracht getreten. (Fortsetzung folgt.)

Eine nächtliche Walfischjagd.

Skizze von Hermann Dreßler-Chemnitz. (Nachdruck verb.)

Ich lag noch im süßesten Morgenschlummer, als mein Wirt, ein Walfischfänger, energisch an meine Tür klopfte. Ich sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette.

„Ich bin sofort fertig!“ rief ich durch den Türspalt und begann mich anzukleiden. Dabei erinnerte ich mich, was wir vorhatten. Wichtig! Eine Walfischjagd, und ich hatte den alten Svendion gebeten, mich einmal mitzunehmen und mich rücksichtslos zu wecken, wenn sich je eines dieser Riesentiere in der Nähe der Küste zeige. —

Bald stand ich an dem Strande in der leuchtenden Nachtluft, vom Turme der nordischen Dorfkirche schlug es zwei Uhr morgens. Ein prächtiger Vollmond goß sein bleiches Licht in die silberne Schüssel des Meeres.

Mein Wirt stand schon auf dem Holzbalken, an welchem die verschiedensten Fahrzeuge verankert waren. — Er rauchte seinen Tabakstummel. Von Zeit zu Zeit aber hob er den Nieker vor die Augen und sah scharf hinaus.

„Welches Boot nehmen Sie heute?“ fragte ich.

„Den, Claj“. Soll ein großer Kerl sein“, entgegnete er in seiner wortfargen Art. „Zwei Seringsfischer haben ihn gestern Abend gefischt.“

Plötzlich schien der Alte erregter zu werden. Er warf den Rauchstummel beiseite und rief den beiden Kameraden zu: „All right! Er liegt an hundert Faden vor der Nadel.“

Die Nadel war eine Felsenklippe, die steil und spitz aus dem Meer aufragt.

„Kommen Sie!“ rief er mir zu, und wir kletterten auf den schrägen Brettern an Bord des hochrandigen Motorbootes, das am Strande lag und auf dem schon die beiden Gehilfen an der Leine saßen.

„Macht klar!“ kommandierte der Alte.

Der eine hob die Trosse über den Anlegekopf, während der andere in den kleinen, stinkenden Maschinenraum hinunterstieg, der nur durch eine schmale Wendeltreppe und ein Sprachrohr mit dem Deck in Verbindung stand.

Gleich darauf fing der Motor an, sein monotones Lied zu singen: Liffe, liffe, liffe, liffe . . .

Wir stiegen ab und bald kam der Claj in schnellere Fahrt. Der Mond stand voll hinter uns und schien unser Boot an einem silbernen Faden zu halten, der sich übers Wasser hin nach dem

Achterdeck zu spinnen schien. Die Schraube arbeitete wacker und quirkte das Wasser in silbergrauen Strudeln auf.

Unser Boot war eines jener breiten, unten fast kugelförmig vertieften Fahrzeuge, in den Riekräumen mit Centauren ausgerüstet, die bei stürmischer See gefüllt wurden, um dem Boot mehr Tiefgang und eine größere Sicherheit zu verleihen. Jetzt da diese Tanks des schnelleren Fortkommens halber leer waren schaukelte das Boot bei jeder kleinen Welle in weitausgeholtten Schwankungen herüber und hinüber. Es bot in seinem ganzen Gebaren ein gutes Pendant zu seinem Besitzer Svendion, der ebenso breit und massig, ebenso unsauber auf Vorderdeck neben der Harpimentkanone stand, mit weitgespreizten Beinen, wie angedeutet an sein Fahrzeug. Er nahm von Zeit zu Zeit seinen Nieker vor die Augen, beugte dann den Mund zu dem Sprachrohr und rief den Gehilfen im Maschinenraum ein Kommando vor zu, das ich nicht verstehen konnte.

Ich folgte der Richtung seines Sprachrohres mit bloßen Augen, konnte aber nicht das geringste entdecken. Um mich dehnte sich — ein Symbol der ewigen Unendlichkeit — das schimmernde Meer. Ganz weit draußen schien es mit der klaren Luft und dem Mondlicht in einen hellen Strom silbernen Silbers zusammenzuschmelzen.

„Sehen Sie etwas?“ fragte ich Svendion.

Er wies mit dem Arme nur nach einem Punkte in der Ferne.

„Geben Sie mir Ihr Glas!“

Ich sah nach jener Richtung, weil aber das Bild bei dem beständigen Schaukeln immer wieder aus dem Objektiv.

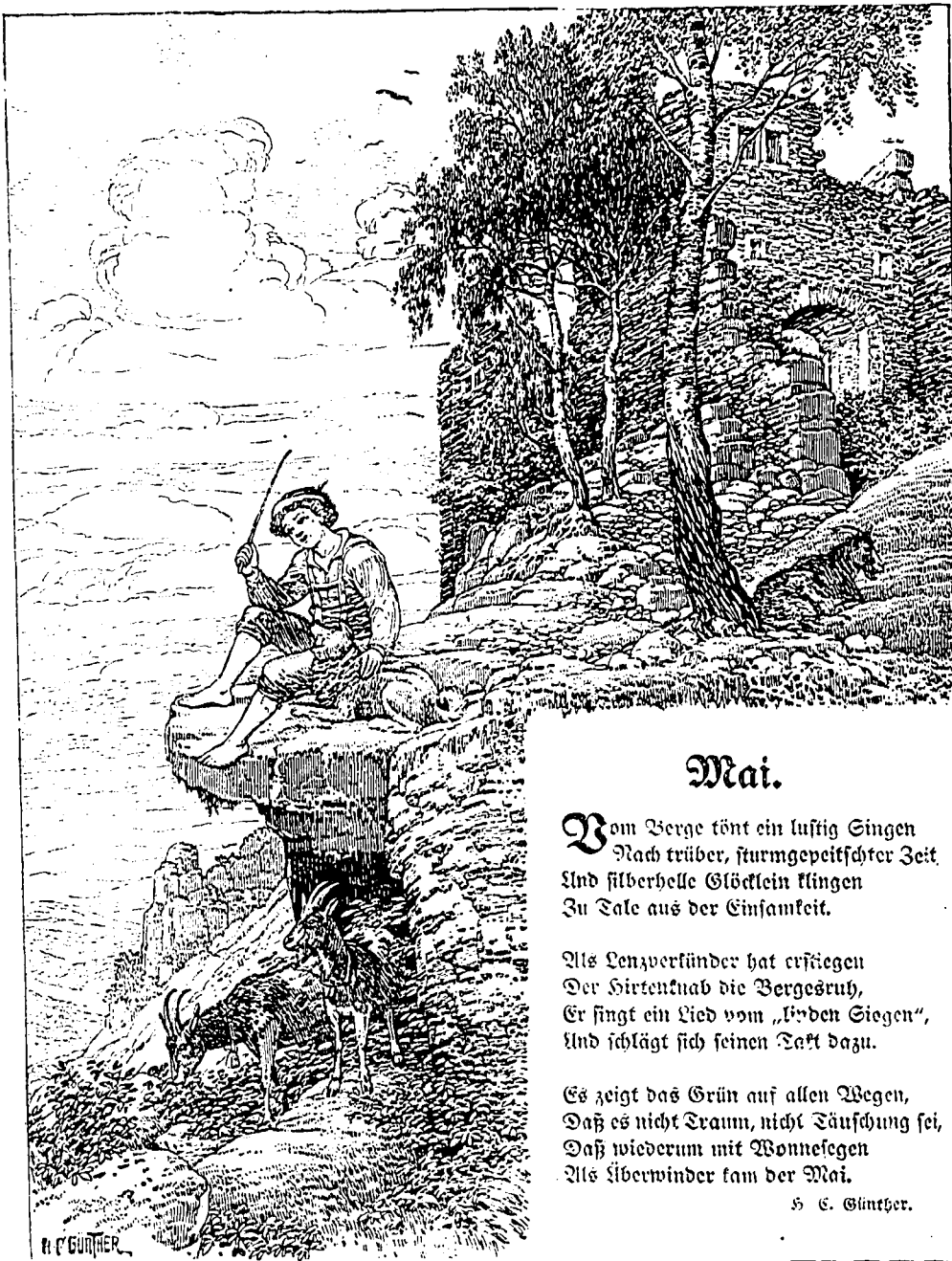
„Sie können da nichts sehen. Da muß man erst lange Übung haben, so.“

Er setzte das Glas wieder an und zeigte mir dann, wie man jede Schwankung durch leichtes Körperwiegen gewissermaßen ausgleichen muß.

Wir hatten einen frälligen Motor. Obgleich er ganz alter Konstruktion zu sein schien, seine hundertzwanzig Pferdekrafte mochte er jetzt doch entwickeln, denn der mit einer starken, scharfkantigen Stahlschiene versehene Kiel überfiel das Wasser so plötzlich, daß es wie zerhackt rechts und links hoch aufschäumte.

Die Walfischboote der nördlichen Länder haben sehr starke Riekschienen, weil sie nicht selten in Treibeis geraten und dann mit ihrem stählernen Gebiß sich tapfer zur Wehr setzen müssen, um nicht zerpreßt zu werden.

Der Motor sauchte und stöhnte, und wir flogen mit ziemlicher Geschwindigkeit dahin. Hin und wieder rasselte ein Maschinenteil oder die Stempel pochten ihren harten, metallenen Schlag und dazwischen sang der Motor sein liffe, liffe, liffe, liffe . . ., und wenn eine größere Welle des Hinterteils des Fahrzeuges so weit aus-



Mai.

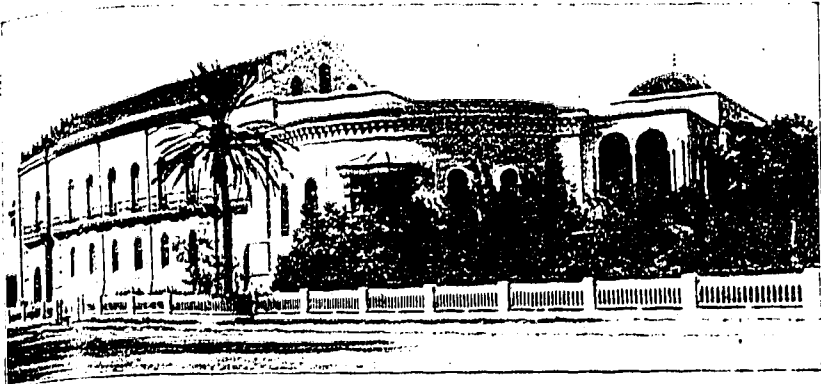
Vom Berge tönt ein lustig Singen
Nach trüber, sturmgepeitschter Zeit
Und silberhelle Glöcklein klingen
Zu Tale aus der Einsamkeit.

Als Lenzvertänder hat erstiegen
Der Hirtenknab die Bergesruh,
Er singt ein Lied vom „Norden Siegen“,
Und schlägt sich seinen Satz dazu.

Es zeigt das Grün auf allen Wegen,
Daß es nicht Traum, nicht Täuschung sei,
Daß wiederum mit Wonnesegen
Als Überwinder kam der Mai.

H. C. Günther.

den
rohe
Zeit
Jitte
Zach
Laut
hiese
C
und
ich
stellte
uns
leben
mit
ner
gelau
Kant
eber
gefü
mit
der
See
Kör
wäh
sick
Ziel
Boo
ist
Wal
den
ten,
gest
eine
dert
Nier
und
eich



Das neue arabische Museum in Tunis. Phot. Presse-Bureau, Leipzig. (Mit Text.)

dem Wasser hob, daß die Schraube einige Augenblicke in der Luft



Adolf Daimler,

Erfinder der weltbekanntesten Daimler-Motoren-Gesellschaft. (Mit Text.)

Lauf sich wie das angestrengt laufende Organ eines Raub-

Eigentlich hatte die Harpune nicht einen Lauf, sondern zwei, und gleich so mehr einem zur Kanone vergrößerten Jagdgewehr.



Heinrich XIV. Kienz j. L.,

langjähriger regierender Fürst von Kienz. (Mit Text.)

Beide sollen sich im Kampfe unterstützen. Die Granate ist der eigentliche Mörder jener Meerestiere. Sie dringt in den Körper und zerstört das Leben, während die Harpune mit ihrer sechs- bis hundert Meter langen Stahlrinne den Zweck hat, das Boot in dem mit seiner Wunde ist noch meilenweit fliehenden Wale zu verankern.

Die Harpune lag noch neben dem Geschütz. Ich betrachtete sie und schauderte, als ich mir ihre furchtbare Wirkung vorstellte.

Der etwa sechzig Zentimeter lange Schaft bestand aus Gebirgs-

wie Degenstahl. Auf den vorderen Teil war eine schlanke Stahlspitze aufgesetzt, an welche durch einen Ring die Trosse gefesselt war. In zehn bis zwölf Rischen, welche der Schaft aufwies, waren stählerne Haken eingesetzt, welche sich bei dem Einschlagen des Geschosses in den Schaft drückten, dann aber wie Raubtierkrallen sich herausschrecken und sich nach



Feldmarschall Lord Wolseley.

(Mit Text.)

allen Seiten in das Fleisch des erlegten Wales einbohrten und somit verhinderten, daß sich das Tier durch Zerren den mörderischen Niesenspeil aus der Wunde reißen kann. Ich hob die Harpune auf. Sie mochte an fünfzehn Pfund Gewicht haben.

— Svendsen nahm sie mir aus der Hand und führte sie in den Lauf ein. Dann prüfte er



„Der Mai ist gekommen!“ Von H. Weezerzid.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

nochmals die Trosse, die in ebenmäßigen Windungen neben dem Gefchoße lag wie der gerollte Körper einer lauernden Giftschlange.

Unterdessen trug uns Das immer weiter in die Mondnacht hinaus. Plötzlich richtete sich Svendsen fast auf den Beinen empor, hob den Kopf und wies mit dem einen Arme nach vorn.

„Da — ist — er!“

Seine Stimme klang fast heiser und aufgereg.

Ich sah auf. Nicht allzuvweit vor uns hob sich aus dem Meere etwas ganz langsam in die Höhe. Wie eine riesige Blase stieg es auf, schwarzgrün im Mondschne.

Ich ahnte, daß es der mächtige Rücken unfres Jagdtieres sei. Jetzt drang durch die nächtliche Stille ein feines Rauchen an unser Ohr und gleichzeitig stiegen — wie zwei Fontänen — die mächtigen Atemdünste des Riesen bis an sechs Meter hoch in die Luft.

„Er spricht“, flüsterte der Gehülfe, denn die naiven Nordländer glauben noch immer, daß der Wal Wasserstrahlen ausstößt, während er doch — da er durch die Lungen atmet — überhaupt gar kein Wasser in die Atmungsorgane einführen kann. Nur die ausgeatmeten Dämpfe verdichten sich schnell zu einem feinen Sprühregen von Wasserstaub und erzeugen allerdings den Eindruck aufgespritzten Wassers.

„Stopp!“ rief Svendsen durchs Sprachrohr. Die Maschine hörte auf zu arbeiten und wir trieben nur noch durch den Schwung vorwärts.

In langen Windungen schwamm der Riese vor uns auf und ab. „Er kimmelt! Scheint eine Walin zu sein!“ knurrte Svendsen und schien immer erregter zu werden. So lebhaft hatte ich diesen breitschultrigen Mann noch nie gesehen. Er hatte ein richtiges Jagdfieber bekommen.

Auch der Maschinenbursche war ein Stück heraufgetrohen und streckte seinen Kopf durch die Deckluke. „Wir kommen bald zum Schuß“, triumphtierte er, „soll ich die Tanks füllen?“

„Ja!“ gab Svendsen zurück.

Der Pumpschlauch wurde leise und vorsichtig am Seil über Bord gelassen, mit seinem Mundstück an der Stelle verschraubt, und dann begannen die Stempel des Pumpwerkes in langsamem Takte zu stoßen und ich hörte das Rauschen einströmenden Wassers.

Das mochte so zwanzig Minuten dauern, während welcher Zeit Svendsen das Tier nicht aus den Augen ließ.

Allmählich sank unser Fahrzeug Zentimeter um Zentimeter tiefer ein, die Schwankungen wurden immer geringer und schließlich lagen wir fast still vor den breiten, nicht allzu hohen Wogenkämmen.

Meiner hatte sich eine ungeheure Aufregung bemächtigt, als Svendsen jetzt seine Mordwaffe zu richten schien.

„Sie hat Junge bei sich“, flüsterte er so leise, als ob es das Tier draußen hören könnte, wenn er laut spräche. Wir sahen denn auch zwei weitere Tiere, welche sechs bis sieben Meter lang sein mochten, um die Alte kummeln. Von Zeit zu Zeit tauchte die ganze Familie auf längere Weile unter und kam dann an irgendeiner anderen Stelle wieder zum Vorschein, kehrte aber immer in großen Kreisen wieder zurück, nichts ahnend von der furchtbaren Gefahr, die dicht hinter ihm lauerte.

„Haben wir denn genügend Benzin?“ fragte Svendsen rückwärts. „Falls er uns seawärts schleppt!“

„Sechs und eine halbe Mann!“ kam die Antwort.

„Das reicht! — Treten Sie zur Seite!“ befahl er mir.

„Wenn er wieder herankommt, kriegt er’s.“

Ich stand zitternd in der Mitte des Decks und hielt mich an einem Segelspinn fest, als müßte ich mich stützen. Ich weiß nicht, ob mich die Nachtlust oder die Erregung so frösteln machte. Ich hatte den dringenden Wunsch im Herzen: „Wenn nur alles erst vorüber wäre!“ Trotzdem hielt ich meine Augen spähend aufs Meer gerichtet, denn ich wollte mir von dem interessanten Vorgange nichts entgehen lassen.

Svendsen stand vor mir. Er hielt die rechte Hand am Zündhebel.

Jetzt — jetzt tauchte der Riesenkörper wieder aus der Flut auf, nicht allzu weit entfernt, langsam, majestätisch. Svendsen bückte sich. Er zielte einen Augenblick. Dann stieß er den Hebel herab. Fast gleichzeitig fuhren die beiden Schlagbolzen durch die kupfernen Spiegel der Zündkammern. Ein kurzer Doppelschlag, und im selben Augenblick zerriß ein heftiger Knall die friedliche Nachtsille.

Zischend wie eine gereizte Schlange sah ich das Seil auffahren und ins Dämmer des Mondlichtes hinauschießen. Dann war einige Augenblicke Ruhe. Jetzt aber erfolgte vor uns ein dumpfer Krach wie das Bersten einer alten Mauer, dann trat wieder Stille ein.

Die Seischlange hatte sich wieder beruhigt. Einige Windungen davon lagen noch an Bord.

Svendsen stieß einen Fluch aus. „Daneben! Goddam!“

Richtig! Der Wal lag noch — fast unbeweglich, als ob er lauschte, was noch kommen würde — vor uns, und ich war in dem Augenblicke ganz froh, daß der schändliche Mordanschlag nicht geblüht war.

Aber plötzlich peitschte der Riese mit seiner Schwanzkloffe auf, daß die Schaumwirbel hoch aufspritzten. Er schien sich hoch anzuhängen. Dann war er plötzlich verschwunden, nur die Ringelweifen bezeichneten die Stelle, wo sein Körper auf den Grund gesunken war.

Bald straffte sich das Seil wie eine Violinsaitte und unter Boot wurde ein Stück schräg vorwärts gerissen.

„Er halt!“ rief Svendsen freudig, womit er in seiner Sprache ausdrücken wollte, daß die Harpune gefaßt habe, denn häufig kommt es auch vor, daß die Harpune nicht tief genug eingedrungen ist. Dann reißt sie sich das Tier aus dem Fleisch und verzwündel natürlich auf immer aus dieser Gegend.

Jetzt ließ das Ziehen wieder nach. Das Seil wurde wieder locker. Ich sah, wie wenige Meter vor dem Kiel ein blutiger Schleim aufquillte und das Wasser in weitem Kreise purpurn färbte.

Luftblasen stiegen auf. Ihnen folgte der Kopf des Tieres. Es hob ihn hoch über die Wasseroberfläche und sperrte in Todeschmerz und Verzweiflung einige Sekunden lang den riesigen Nacken weit auf, nicht ahnend, daß sein Mörder in dem kleinen schwarzen Boot da seinen Todeskampf beobachtete, wie die Spinne im Winkel ihres Netzes das verwundete Opfer belauert.

Wir sahen in der Vollmondsbeleuchtung das Blut wie einen Strom aus dem Maule schießen, hellrot, leichtflüssig, rauchend, wohl viele hundert Liter, wie es mir schien.

„Er hat es in die Eingeweide bekommen“, triumphtierte der Gehülfe, „da macht er es nicht lange!“

Wir war nicht ganz wohl zumute, als ich so zuschauen mußte, wie sich dieses stattliche Geschöpf des Erdkreises so jämmerlich wehrlos verbluten mußte.

Es tauchte noch einmal unter und schien unter Wasser wieder zur Bestimmung zu kommen, denn es fing wieder an zu wippen, daß unser Stahlboot hin- und herklug wie eine Nußschale. Es war ein Kampf der uraltesten Naturkräfte gegen die Erbarmung des Menschengeistes, der seine kalten, lieblosen Mordmaschinen unbarmherzig bis in die friedliche Meerestiefe sendet.

Die beiden Jungen umkreisten beständig die Stelle, wo die Alte untergetaucht war.

Endlich kam diese wieder zum Vorschein.

Ganz entkräftet schien sie und unsicher im Gebrauch ihrer Flossen. Sie hatte sich unter Wasser um ihre Längsachse gedreht. Die Harpumentrosse war einmal um den Riesenleib gewickelt. Und als uns das Tier jetzt die Flanke zulehnte, sah ich deutlich die entsetzliche Fleischwunde, welche die Granate gerissen hatte. Sie war so groß, daß man den Arm darin hätte verstopfen können. Der weißlich-rote Speck quoll heraus und die Haut hing ringsum in Fetzen. Etwa fünfzig bis sechzig Zentimeter darüber hatte die Harpune eingeschlagen. Sie schaute noch zur Hälfte heraus, aber die eisernen Zähne der Widerhaken hatten sich im Körper des Tieres festgebissen und ließen nicht wieder los.

Es war ein rührender Anblick, wie die beiden Kleinen aufgeregert um die nach rechts und links taumelnde Mutter herum schwammen, als ob sie sie stützen und halten wollten.

Jetzt gab Svendsen Befehl, die Stahltrösse über Längsbed zu seilen und am hinteren Spinn zu verankern. Als das geschehen war, wurde der Motor wieder angelassen. Sobald das Rauchen und Quirlen der Schraube wieder erklang, tauchten die Jungen unter und wir bekamen sie auch nicht wieder zu Gesicht.

Nun ging es wieder landwärts. Die Leine straffte sich allmählich und jetzt begann unser Boot die todwunde Jagdbeute davonzuschleppen.

Welch einen furchtbaren Schmerz mußte das Tier empfinden, wenn die Harpune in der Wunde aush. Mit zerstörten Nerven und zerrissenem, blutigem Körper wälzte er sich hinter uns her, kaltblütig und gebieterisch von dem grausamen Propeller vorwärts gerissen.

Noch einige Male suchte das Tier mit letzter, ungeheurer, verzweifelter Kraftanstrengung seinem Mörder zu entfliehen, und unser Das mußte dann furchtbar arbeiten, um mit seinen hählerischen Gliedern dem Widerstande des riesigen Geschöpfes standzuhalten und nicht rückwärts gezogen zu werden.

Allmählich aber mußte der Blutverlust den Riesen erschöpfen. Ein breiter, roter Streifen bezeichnete unsern Weg. Schließlich ließ der Widerstand ganz nach.

Mit ziemlich langsamer Fahrt, bei welcher mir der Vergleich mit einem Leichenzug in den Sinn kam, langten wir bei Morgen grauen im Hafen wieder an, von den Kameraden meines Vaters freudig begrüßt, als wir mit unsrer Beute in Sicht kamen.

Obgleich ich die Nacht nur zwei Stunden zur Ruhe gelegen hatte, wollte des Tages, als ich am Strande in Sandbette lag, doch kein Schlaf in meine Augen kommen. Die Erregung dieser Meeresjagd zitterte noch lange in meiner Seele nach.

Etwas über Spielsysteme.

Von W. K. Abel. (Nachdruck verboten.)

Nachgewiesenermaßen ist es äußerst schwierig, mit Hilfe der zusammenfassenden christlichen Arbeit die nötige klingende Münze zusammenzuschaffen, um was die Sehnsucht der meisten Menschen sein dürfte, ohne die beruhte Arbeit, die ja nur in seltenen Fällen das Dasein wirklich verflücht, in aller Behaglichkeit die vielfachen Freuden und Schönheiten unserer Mutter Erde anzukönnen zu können. Da zeigt sich denn dem Durchschnittsmenschen nur ein einziger Weg, schnell und mühelos ein Krösus zu werden: Das Spiel. Weniger Bemittelte huldigen dem Lotteriespiel, trotzdem man, wie statistisch berechnet ist, siebenmal eher vom Glück erschlagen wird, als daß man das große Los in einer noch so günstigen Staatslotterie gewinnt. Mit Glücksgütern etwas reichlicher versehenen steht außerdem aber noch die Bank von Monte Carlo zur Aufbesserung ihrer Finanzen zur Verfügung. Und diese Aufbesserung würden sie auch sicher erreichen, wenn sie ein solches System besäßen, nach dem sie ihre Einsätze machen könnten. Ein solches System aber gibt es nicht und kann es auch nie geben, da der Lauf der Roulettekugel lediglich vom Zufall gelenkt wird. Trotzdem haben sich seit Menschengedenken höchst intelligente Köpfe aller Nationen mit dem Problem beschäftigt, wie man den Zufall der Roulettekugel mit Hilfe komplizierter Berechnungen, eben durch ein System, besiegen könne. Dieser Kampf hat vielen Leuten das Leben oder den Verstand gekostet. Denn es handelt sich hierbei um ein völlig aussichtsloses Rätseln. Hat doch der Schächer der Bank von Monte Carlo selbst einmal zu einem Bekannten geäußert: „Wenn mir jemand den Nachweis erbringt, daß er mit absoluter Sicherheit täglich auch nur ein Pfennig gewinnen kann, lasse ich die Spieltische sofort schließen.“

Aber auch diese ausgesprochene Überzeugung eines Mannes, der mit den Launen der eisenbeinernen Kugel wohl am besten vertraut sein dürfte, hat nicht ausgereicht, um die Spielsystem-Erfinder endlich ganz abzuschrecken. So tauchte im Jahre 1902 in Monte Carlo eine junge, reiche Amerikanerin, eine Waise, in Begleitung einer Gesellschaftsdame auf, die dann drei Monate hindurch Tag für Tag mehrere Stunden am Rouletteisch zubrachte. Auch bei ihr hatte sich schon nach kurzer Zeit die fixe Idee festgesetzt, daß es ein System geben müsse, mit dessen Hilfe man die Bank sprengen könne. Sie spielte stets sehr vorsichtig nur mit den niedrigsten Einsätzen, notierte den Verlauf jedes Spiels ganz genau, erreichte damit aber nur, daß sie nach Verlauf eines Vierteljahres vom Rouletteisch weg direkt in eine Heilanstalt überführt werden mußte, da sie in einem plötzlichen Tobsuchtsanfall dem Croupier an die Kehle gesprungen war. In der Heilanstalt, wo die Kranke nach einer Notiz eines Newyorker Blattes sich noch heute befindet, konnte sie nur dadurch beruhigt werden, daß man ihr ein Roulette beschaffte, mit dem sie sich fortan vom Morgen bis zum Abend beschäftigte. Und diese Amerikanerin ist nur eine von den vielen, die in ähnlicher Weise ihr Nervensystem völlig zerüttelten, oder aber nach Verlust ihres diesem unheilvollen Problem angepflanzten Vermögens Selbstmord begingen.

Zum Schluß noch eine andere, allerdings mehr tragikomische Geschichte, bei der auch das berühmte „System“ eine Rolle spielte. Im Januar 1895 sprengte ein japanischer Arzt, der sich zu Studienzwecken in Europa aufhielt und einen Absteher nach Monte Carlo gemacht hatte, dort an vier Abenden hintereinander die Bank. Er gewann mit einer derart verblüffenden Sicherheit, daß er bald zum allgemeinen Tagesgespräch und hier und da geäußert wurde, er müsse fraglos im Besitz eines „Systems“ sein, da niemand andauernd ein derartiges Glück haben könnte. Der Japaner selbst verhielt sich allen Fragen gegenüber jedoch sehr jähen und verstärkte dadurch nur noch mehr die Vermutung, daß er tatsächlich nach einem System operiere. Plötzlich verbreitete sich dann mit jener Blitzeschnelle, mit der in Monte Carlo alle mit dem Spiel irgendwie zusammenhängenden Nachrichten weitergegeben werden, das Gerücht, der Japaner sei unter Zurücklassung seines Gepäcks aus seinem Hotel spurlos verschwunden. Die Polizei nahm, da die Möglichkeit eines Raubmordes nicht ganz von der Hand zu weisen war, sofort die eingehendsten Recherchen an, ohne damit einen Erfolg zu erzielen. Der Japaner blieb vermisst. Endlich nach vier Tagen erschien er jedoch mitten in der Nacht wieder in seinem Hotel und wußte folgende abenteuerliche, durch die spätere sorgfältige Nachprüfung aber in allen Punkten bestätigte Erklärung für seine vier tägige Abwesenheit zu geben. Bei einem Spaziergang auf der Straße nach Nizza zu war er von einem Automobil überholt worden, in dem drei maskierte Männer saßen. Diese zwangen ihn mit vorgehaltenen Revolvern, in das Auto zu steigen und eine völlig undurchsichtige, ihn auch unentdeckt machende Automobilistenbrille anzulegen, die ihn daran hinderte, festzustellen, wohin er dann in rasender,

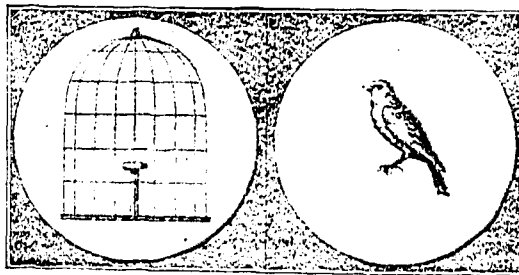
mehrfachstündiger Fahrt verschleppt wurde. Erst in einem einfach möblierten Zimmer mit dicht verhängten Fenstern nahmen ihm seine Entführer die Brille ab und bedenkten ihm, er müsse ihnen sein Spielsystem, mit dessen Hilfe er in so kurzer Zeit gegen eine halbe Million gewonnen hätte, verraten oder darauf gefaßt sein, das Haus lebend nicht mehr zu verlassen. Der Japaner beteuerte immer aufs neue, er wisse nichts von einem System und sein selbsten Glück sei nichts als bloßer Zufall gewesen. Man glaubte ihm nicht, drang vielmehr mit allen Überredungskünsten in ihn, um ihn zur Preisgabe des wertvollen Geheimnisses zu veranlassen. Dieses Spiel dauerte vier lange Tage. Während dieser Zeit wurde er auch nicht eine Minute unbewacht gelassen. Stets blieb einer der maskierten Leute bei ihm. Endlich schienen diese die Überzeugung erlangt zu haben, daß aus ihrem Gefangenen einfach aus dem Grund nichts herauszupressen war, weil er tatsächlich von einem unfehlbaren System ebensowenig eine Ahnung hatte, wie sie selbst. Man schaffte ihn also nachts wieder mit verbundenen Augen in einem Auto an dieselbe Stelle zurück, wo man ihn vorher aufgegriffen hatte, ohne seine recht beträchtliche Barschaft auch nur anzurühren.

Vier Wochen später waren durch Pariser Geheimpolizisten jenen, den ersten Kreis angehörigen drei Herren in Nizza ermittelt worden, die dann ohne langes Leugnen eingestanden, dem Anschlag auf den Japaner nur deswegen vorbereitet und unternommen zu haben, weil sie dessen fabelhaftes Glück am Rouletteisch nur auf die Anwendung eines bestimmten Systems zurückführen zu können glaubten. Übrigens hatte die Sache für die Drei weiter kein gerichtliches Nachspiel, da der Japaner es auf ihre Bitte hin ablehnte, den in diesem Falle notwendigen Strafantrag zu stellen.

Zeitvertreib

Der Vogel im Käfig.

Wir nehmen eine runde kleine Scheibe aus Pappe und zeichnen auf die Vorderseite dieser Scheibe ein Vogelkästchen, auf die Rückseite einen Vogel; und nun sollen einmal unsere Freunde den Vogel in den Bauer hinein bringen! — Wir freuen uns an ihren vergeblichen Bemühungen und zeigen ihnen, wenn sie sich lang genug herangeplagt haben, wie man es macht.



Der Vogel im Käfig.

Zu diesem Zweck ist weiter nichts nötig, als daß wir die Pappe durch einen geschickten Daumen, Zeige- und Mittelfinger ausgeführten Schwung in eine rasche, drehende Bewegung versetzen, so daß sie auf einem Punkt ihrer schmalen Kante steht und sich dabei dreht. Gewiß hat jeder von uns schon einmal mit einem Geldstück die gleiche Bewegung ausgeführt. Was man nun gegen die

Scheibe, so sitzt der Vogel richtig im Bauer. Warum? Wer das Geldstück drehte, wird dabei beobachtet haben, daß es, solange es schnell genug rotierte, ansah wie eine Kugel. Dies rührt von der sogenannten „Trägheit“ unseres Auges her, die darin besteht, daß ein in ihm entstandener Eindruck nicht sofort verfliehet, sondern auch dann noch eine Weile darin nachwirkt, wenn er in Wirklichkeit längst zu existieren aufgehört hat. So kann auch der Rand unseres Geldstückes in einem gegebenen Augenblick sich immer nur an einer einzigen Stelle befinden. Da aber der Eindruck von der Stelle her, wo er sich vorher befand, in unserm Auge noch nachwirkt, so sieht das Ganze wie eine metallene Kugel aus. Ebenso ist es bei unserer Papierscheibe. Wenn sie sich dreht, sehen wir einmal die Vorderseite, an der der Käfig ausgezeichnet ist und gleich darauf die Rückseite mit dem Vogel, dann wieder die Vorderseite, hierauf wieder die Rückseite usw. Wir können diese einzelnen Eindrücke jedoch nicht scharf auseinanderhalten, weil jeder noch in unserm Auge nachwirkt, so daß sie sich alle zu einem einzigen Gesamteindruck vereinigen; dadurch entsteht in uns die Vorstellung, daß der Vogel im Käfig sitzt. In dem Maße, wie sich die Scheibe langsamer dreht, spaziert er wieder heraus, und zuletzt können wir beide, Käfig und Vogel, wieder ganz deutlich voneinander unterscheiden.



Der Vogel im Käfig während der Scheibendrehung.

Unsere Bilder

Die alte Augustusburg im sächsischen Erzgebirge. Der altherwürdigen Augustusburg zwischen Chemnitz und Glöha in Sachsen drohte bis vor kurzem die Gefahr, das Schicksal vieler andern deutschen Burgen zu teilen, nämlich allmählich zu verfallen. Diese Gefahr soll nun neueren Mitteilungen beiseite gerückt werden, indem man die Erhaltung beabsichtigt und gleichzeitig daran denkt, in dieser stattlichen, 1568 bis 1572 unter Kurfürst Friedrich August I. von Hieronymus Lotter im Renaissancestil an Stelle des 1547 abgebrannten Schlosses erbauten Burg ein umfangreiches Erzgebirgsmuseum einzurichten. Unser Bild zeigt den Haupttrakt des weitläufigen Gebäudes in seiner jetzigen Gestalt. Die Burg ist Staatsigentum.

Das neue arabische Museum in Tunis. In Tunis wurde dieser Tage durch den französischen Gouverneur das neue arabische Museum, das kostbare Sammlungen arabischer Waffen, Teppiche, Möbel und anders mehr umfasst, feierlich eröffnet. Das Museum stellt einen Neubau an den auf einem Hügel vor der Stadt gelegenen historischen Barbo-Palast dar und ist das erste bedeutendere arabische Museum in Afrika.

Adolf Daimler, Direktor und Vorstandsmittglied der weltbekannten Daimler-Motoren-Gesellschaft, starb im Alter von 41 Jahren. Er war ein Sohn des berühmten Erfinders Kommerzienrats Gottlieb Daimler, der gleichzeitig mit Karl Benz das erste jahresfähige Automobil baute und den ersten schnellgehenden Erlohnsmotor konstruierte. — Adolf Daimler widmete sich mit seinem Bruder Paul dem Ausbau der von seinem Vater gegründeten Werke in Cannstatt. Er starb infolge von Überarbeitung an einem Herzleiden.

Heinrich XIV. Herz v. Meiß, langjähriger regierender Fürst von Meiß, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Stralsfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein, starb am 29. März im Schloss Schleiz. Geboren am 28. März 1832 in Koburg, war er der zweitälteste der deutschen Bundesfürsten. Am 11. Juli 1867 übernahm er die Regierung des Fürstentums, die er aus Gesundheitsrücksichten 25 Jahre später seinem Sohn, Erbprinzen Heinrich XXVII., übertrug. In zweiter Ehe war er mit Jean v. Saalburg, geb. Friederike Graetz, verheiratet.

Feldmarschall Lord Wolseley, der frühere Oberkommandierende der britischen Armee, starb in Mentone. Er war einer der großen englischen Kolonialfeldherren; neunzehnjährig trat er in das Heer ein, kämpfte in Birma, im Kreutriege und im indischen Aufstand, warf 1884 die Mahadis nieder und leitete dann die Besetzung Ägyptens, sowie den Kampf gegen den Mahdi. 1895 wurde der kühne Offizier zum Oberbefehlshaber der englischen Armee ernannt; seit dem Jahre 1900 lebte er im Ruhestand.

Allerlei

Ein aufmerksamer Schutzmann. Fremder (in München): „Komme ich da wohl auf den Kothberg?“ — Schutzmann: „Nawohl, immer geradeaus. Aber das sag' ich Ihnen gleich, Salvator gibl's keinen mehr.“

Eine Entane. Braut des Reisenden: „Aber eins mach' ich mir aus, Ewald, sobald wir verheiratet sind, läßt du auf deine Karten drucken: Ewald Müller und Frau, damit gleich alle wissen, daß du nicht mehr unverheiratet bist!“

Treffend gesagt. Erster Hausknecht: „Aber wo warst du denn nur jetzt so lange?“ — Zweiter: „Ach erledigte glänzende Geschäfte.“ — Erster: „Wie meinst du das?“ — Zweiter: „Nun, ich wischte Stiefel.“

Eine vorzügliche Gemeinde. Am Wege einer Gemeinde in Pommeren stand eine Warnungstafel mit folgender Aufschrift:

Es wird hiermit drauf hingewiesen,
Daß jeder, der noch einmal diesen
Privatweg sich zu gehn erfrecht,
Fürs erstmal drei Reichsmark blecht.
Im Wiederholungsfall wird immer
Die Strafe um drei Reichsmark schlimmer.
Für streng weille Innehaltung
Wird garantiert. Die Ortsverwaltung.

Ein Problem. In Kabul ist es Sitte, daß die Eigentümer von Gärten in der Nähe der Städte Fremden gegen Erlegung einer gewissen Summe erlauben, hineinzugehen und nach Belieben Früchte zu essen. Die Besitzer, welche gern alles lächerlich machen, sagen nun, daß in Kabul die Leute, welche auf diese Art Früchte essen wollen, beim Hineingehen in den Garten und beim Herauskommen gewogen werden und dann für das Mehrgewicht

zuletzt zahlen müssen. Nun habe einst ein Schlankopf mit Steinen in den Taschen sich vor dem Garten wiegen lassen, dann sich satt gegessen und die Steine weggeworfen. Beim Herauskommen sei er nun noch leichter gefunden worden als er war, ehe er in den Garten ging, und die weisesten Männer der Stadt hätten sich lange Zeit vergeblich den Kopf zerbrochen, wie in diesem Falle die Zahlung ausfallen müsse.

Gemeinnütziges

Schnittsalat. Der erste grüne Lattichsalat wird meistens aus dem wieder nachwachsenden Schnittsalatorte bereitet. Der Salat gewinnt an Zartheit, wenn er zuerst mit Öl angemengt wird und Salz und Essig zuletzt hinzukommen. Nach Belieben kann kurz vor dem Anrichten etwas saure Sahne hinzugegeben werden.

Zum Ausbrüten sollten nur Eier von solchen Hühnern genommen werden, die zuerst anfangen, Eier zu legen. Diese gute Eigenschaft des Hühners vererbt sich.

Gibt eine Kanarienhenne schreiende Spitze oder schnappende Vorderen von sich, so ist sie von der Frucht anzuwachen. Die gesanglichen Leistungen des Nachwuchses würden nicht die besten sein.

Bei Verletzungen der Augen durch schadhafte Dämpfe oder durch Verbrennungen sind Spülungen mit verdünnter Kamelotinktur dienlich. Man rührt einen Teelöffel voll Tinktur mit einem Glas Wasser und spült mit dieser Mischung alle zwei Stunden.

Werden Vorken im Käse gehalten, so sind ihnen täglich einige Weizenkörner zu geben. Ameisenpuppen können die im Freien als Futter dienenden Vorken nicht ersetzen. Man hat beobachtet, daß die Sauglust bei regelmäßiger Gabe von animalischer Nahrung sinkt.

Wer Spargel selbst in seinem Garten baut und nicht so viel ernten kann, als für eine Mahlzeit hinlänglich ist, der grabe den gestochenen Spargel in feuchtem Sand ein. Das Einsetzen in Wasser bewirkt Fäulnis.

Zum Reinigen von einem Teller nimmt man ein Geflecht aus Draht. Solche aus einzelnen ineinander geflochtenen Ringen bestehende Geflechte fassen man in jedem Haushaltungsgeschäft künstlich. Gibt man dann noch Salz und Seife und etwas Soda in den Topf, so wird jeder Anfang leicht entfernt.

Haben Hühner die Gewohnheit, anderen Hühnern Federn auszureißen, so gewöhnt man ihnen dies am einfachsten ab, wenn man sie zu etwas bössartigen Tieren bringt, die sich das Ausreißen nicht gefallen lassen und mit tüchtigen Schnabelhieben den Federzupfer abwehren.



Junge Handkran.

„Haben Sie denn keinen Spezialat, mein Mann ist ihn so gern?“

Kästel.

Eine Waffe nemt's Wort,
Nimm einen Laut fert,
Zieh einen andern hin,
Vor dir liegt der Sinn.

Frei Guggenberger.

Scharade.

Das Erste schüßt vor Regen,
Vor Schnee und Sonnenhitze,
Das andre liegt auf Wegen,
Auf Türen und im Rain.
Was dir das Ganze sagt,
Das such' im Alpenland;
Sein mächtig Kamp, es rage:
Bis hin zum Vollenrand.

Julius Fald.

Gomonym.

Es liegt vor dir
Und liegt zu dir
Allwöchentlich ins Haus:
Die Hand schließt's ein
Wald groß, bald klein,
Zist man bei einem Schmans.

Frei Guggenberger.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Vogelpar: Haar, Saar, Paar. — Des Wirtensartenrätsels: Ein Wirtensarten. — Des Wirtensartenrätsels: Müde, Güte, Weisse, Müde, ...

Alle Rechte vorbehalten.